

# Fremd, vertraut oder anders?

Beiträge zu einem  
denkmaltheoretischen Diskurs

herausgegeben von Marion Wohlleben



Deutscher Kunstverlag München Berlin

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds  
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Informationen sind über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Sollten bei aller Sorgfalt versehentlich Urheberrechte verletzt  
worden sein, so geschah dies unwissentlich. Wir möchten die Inhaber  
des Copyrights bitten, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen.  
Wir danken allen Beiträgern und Urhebern für die Abbildungen.

Redaktion: Brigitt Sigel, Marion Wohleben

Grafische Gestaltung: Fred Gächter, Oberegg

Druck und Bindung: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg

© 2009

Deutscher Kunstverlag München Berlin

ISBN 978-3-422-06874-2

## Inhalt

	<b>Vorwort .....</b>	<b>7</b>
<i>Marion Wohleben</i>	<b>Baudenkmale – Unheimlich vertraut, ganz schön fremd oder nur anders?</b>	
	Gedanken zum Thema .....	9
	<b>Annäherungen</b>	
<i>Johanna Rolshoven</i>	<b>Zur Dialektik von Vertrautheit und Fremdheit in der Moderne</b>	
	Einleitung zur Sektion Annäherungen .....	19
<i>Hans Weder</i>	<b>Die Frucht des Fremden .....</b>	<b>25</b>
<i>Ueli Mäder</i>	<b>Das Fremde im Vertrauten .....</b>	<b>31</b>
<i>Günther List</i>	<b>Vertrautheit und Entfernung</b>	
	Sprachen als Denkmäler .....	37
<i>Arno Gruen</i>	<b>Der Fremde in uns .....</b>	<b>49</b>
	<b>Bauten und Materialien</b>	
<i>Ira Mazzoni</i>	<b>Vertraut und fremd, identisch oder unbequem</b>	
	Einleitung zur Sektion Bauten und Materialien .....	59
<i>Brigitt Sigel</i>	<b>Tulpomania und Citromania</b>	
	Eine Erfolgsgeschichte des Fremden .....	63
<i>Thomas Will</i>	<b>Verfremdung und Geborgenheit</b>	
	Anlässlich der Modernisierung der Dresdner Kreuzkirche .....	73
<i>Nott Caviezel</i>	<b>Rezeptionswandel – fremd, vertraut, fremd? .....</b>	<b>91</b>
<i>Axel Klausmeier</i>	<b>Fragmente des Eisernen Vorhangs</b>	
	Dokumentation und Vermittlung einer unbequemen Geschichts- landschaft am Beispiel der Berliner Mauer .....	103
<i>Gerhard Vinken</i>	<b>Das Fremde als das Eigene</b>	
	Das St. Alban- und das St. Johannstor in Basel .....	115
<i>Peter Röllin</i>	<b>Welt ist im Verlauf. Auch die Geschichte .....</b>	<b>125</b>
	<b>Perspektiven</b>	
<i>Helmut Lange</i>	<b>Baudenkmale zwischen Vertrautheit und Fremdheit</b>	
	Einleitung zur Sektion Perspektiven .....	137

<i>Hans-Rudolf Meier</i>	<b>Zwischen Fremdheit und Identität</b> Zur Alterität des Denkmals.....	141
<i>Astrid Debold-Kritter</i>	<b>Terezín/Theresienstadt</b> Welches Denkmal für welche Zukunft? .....	151
<i>Sonja Asal</i>	<b>Neue Heimat</b> Von der Ästhetik des Fremden zur Aneignung städtischer Lebenswelt .....	163
<i>Anette Freytag</i>	<b>Der Garten als Gegenwelt</b> Geschichte und Zukunft.....	173
<i>Georg Mörsch</i>	<b>Wozu Denkmale?</b> Über Vertrautheit, Fremdheit, Identität.....	185
	Adressen der Autoren.....	193

## Das Fremde im Vertrauten

Ich gehe von der Frage aus: Wie verstehen wir Fremdes? Sie unterstellt, dass es möglich ist, Fremdes zu verstehen. Aber verstehen wir Fremdes? Wenn Fremdes das ist, was wir nicht verstehen, müsste meine Ausgangsfrage eigentlich anders lauten. Es sei denn, wir verstehen Fremdes, indem wir es nicht verstehen. Mich interessiert, wie kooperativ sich das Eigene und das Fremde zueinander im Konflikt befinden. Wer die Dynamik zwischen dem Eigenen und dem Fremden verstehen will, muss das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen beziehungsweise im Vertrauten entdecken.

### 1. Das Eigene und das Fremde

Ich verstehe das Eigene als das Vertraute, das Fremde als das Unvertraute und nehme an, dass sich das Eigene und das Fremde miteinander im Konflikt befinden. Mit Konflikt meine ich einen Widerstreit. Verstehen ist ein aktives Tunwort.<sup>1</sup> Es bedeutet, einen andern Bezugsrahmen wahrzunehmen und den subjektiv gemeinten Sinn nachzuvollziehen. Soweit mein Verständnis der Begrifflichkeit. Definitionen beinhalten jedoch keine Wahrheiten. Sie sind Hilfsmittel und unterstützen uns, wenn wir uns sozialen Realitäten annähern, die wir stets selbst mitkonstruieren.

Ob und wie wir Fremdes verstehen, hängt vom (produktiven) Umgang mit dem Konflikt zwischen dem Eigenen und dem Fremden ab. So lautet meine Ausgangsthese. Sie leuchtet wohl ein, so allgemein formuliert. Aber sind das eigene Vertraute und das fremde Unvertraute zwei klar voneinander trennbare Bereiche? Gibt es nicht viel Fremdes im Vertrauten und Vertrautes im Unvertrauten? Ich betrachte das Vertraute im Unvertrauten als eine nur scheinbare Paradoxie. Georg Simmel hat vor hundert Jahren den Fremden mit einem Armen verglichen.<sup>2</sup> Beide, der Fremde und der Arme, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draussen, nicht drinnen oder draussen. Der Soziologe Ulrich Beck kennzeichnet die reflexive Modernisierung als Epoche des Und.<sup>3</sup> Das Sowohl-als-auch löst das Entweder-oder ab. Gleichzeitigkeiten ersetzen Ungleichzeitigkeiten und ultimative Gegensätze. Dabei interessiert, ob und wie das verbindende Und auch die Dynamik zwischen dem Eigenen und dem Fremden prägt, zwischen Nähe und Distanz, zwischen drinnen und draussen, zwischen Integration und Ausschluss, verstanden als Prozesse aktiver Beteiligung beziehungsweise Loslösung.

### 2. Integration und Ausschluss

Wir untersuchen das Verhältnis von Integration und Ausschluss zur Zeit im Rahmen eines Forschungsprojektes über die Segmentierung der Sozialhilfe. Wir tun dies im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 51 (Integration und Ausschluss). Wir analysieren, wie sich die Kategorisierung auswirkt, nach welcher die Sozialhilfe ihre Klientel einteilt beziehungsweise „selektioniert“. Die Sozialhilfe konzentriert ihre Anstrengungen auf Sozialhilfeabhängige, die noch intakte Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt eine Beschäftigung zu finden. Wer zu dieser privilegierten Gruppe gehört, erhält einen grösseren Handlungsspielraum mit materiellen Anrei-

zen und Risiken. Es gibt Sozialhilfeabhängige, die das schätzen. Sie fühlen sich ernst genommen, stärker beachtet und sind bereit, Einbussen hinzunehmen, wenn sich ihre Erwerbsintegration nicht verbessert. Andere Sozialhilfeabhängige fühlen sich durch die persönliche Beteiligung an den Chancen und Gefahren mehr gestresst. Sie erleben gerade die erfolgreiche Integration als Ausschluss. Denn ihre Erwerbsintegration im prekären Niedriglohnsektor belastet ihre sozialen Beziehungen.

Eine andere Gruppe bilden Sozialhilfeabhängige, die sich laut Sozialhilfe weder in den ersten Arbeitsmarkt integrieren können noch in der Lage sind, als Gegenleistung für ihre Unterstützung gemeinnützige Tätigkeiten zu verrichten. Sie erhalten das Geld nunmehr mit weniger Auflagen. Den einen entspricht diese Vereinfachung. Sie fühlen sich entlastet, können nun auf *pro forma* Bewerbungen verzichten und das tun, was sie gerne tun. Der kategorische Ausschluss aus der Erwerbsarbeit gibt ihnen die Möglichkeit, sich um ihre soziale Integration zu kümmern. Der Ausschluss fördert ihre Integration. Andere, die zu dieser Gruppe der Ausgemusterten gehören, suchen verzweifelt einen Job. Sie wollen keine Rente. „Ich will Arbeit und nicht invalidisiert werden“, sagt eine gut fünfzigjährige Bezügerin von Sozialhilfe. Sie spricht mehrere Sprachen, hat schon zwei Bücher geschrieben und selbst illustriert und versteht nicht, warum sie laut Sozialhilfebehörde für keine Erwerbsarbeit mehr in Frage kommt. Diese Frau wehrt sich gegen den Ausschluss aus der Erwerbsarbeit. Sie erlebt den Ausschluss nicht als Chance zur sozialen Integration, obwohl sie gerne Bilder malt und ausstellt.

In einer früheren Studie<sup>4</sup> untersuchten wir im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 45 (Sozialstaat Schweiz) die Dynamik von Integration und Ausschluss bei erwerbstätigen Armen. Um herauszufinden, was dazu führt, dass erwerbstätige Arme nicht mehr auf Unterstützung durch die Sozialhilfe angewiesen sind, analysierten wir die soziale Lage von rund 260 aktuellen und 140 ehemaligen *working poor*. Bei den ehemaligen *working poor* stellten wir fest, dass rund 50% ihre Situation durch ein höheres Einkommen verbessern konnten, die Hälfte von ihnen allerdings durch die Ausweitung des Erwerbsgrades in prekäre Arbeitsbereiche. Diese Form der (Erwerbs-)Integration ist instabil. Weitere 25% verbesserten ihre Situation, weil sie eine Invalidenrente erhielten. Die restlichen 25% erhöhten ihr Haushaltseinkommen durch die Veränderung ihrer Lebensform, beispielsweise durch Heirat (mit Doppelverdienst) oder durch den Wegfall von Unterstützungspflichten (Auszug von Kindern). Um sich finanziell zu sanieren, verschlechterten viele ehemalige *working poor* ihre Wohnlage. Sie zogen in engere, günstigere Wohnungen in benachteiligten Quartieren. Ihr Rückzug förderte sowohl den sozialen Ausschluss als auch die soziale Integration in ein Milieu, das ihnen vertrauter ist.

### 3. Drinnen und draussen

Als wir 1991 die Basler Armutsstudie<sup>5</sup> durchführten, beurteilten wir die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss anders als heute. Der Eindruck überwog, *working poor* seien als Erwerbstätige relativ gut integriert und bräuchten, wie Alleinerziehende, vorwiegend Geld, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen. In der neuen Studie über *working poor*<sup>6</sup> stellen wir indes eine Kumulation sozialer Probleme fest, die sich mit anhaltender Abhängigkeit ergibt und selbst bei zunehmender Erwerbsintegration gegenläufige Ausschlusstendenzen verstärkt. 1991 fiel uns auch ein starker innerer Rückzug von Armutsbetroffenen auf, die sich für Verhältnisse verantwortlich fühlen, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Wir erklärten uns diesen Rückzug durch den hohen Individualisierungsgrad und die Tabuisierung der Armut, die dazu führt, dass Betroffene nach aussen den Anschein erwecken, alles sei in bester Ordnung. Heute habe ich

den Eindruck, dass sich resignative Haltungen, die sich hinter den Fassaden verbergen, mehr in eine Empörung verwandeln. Das mag mit der grösseren Transparenz sozialer Ungleichheiten zu tun haben. Wenn Eltern erleben, dass ihre Kinder keine Lehrstelle finden, während Manager hohe Saläre erzielen, empfinden sie Wut. Die Empörung fördert da und dort die Bereitschaft, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Sie erhöht aber auch die Gefahr, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen, die eine rigide Ordnung anstreben. *Working poor* sind jedenfalls trotz Erwerbsintegration sowohl integriert als auch ausgeschlossen. Sie sind gleichzeitig drinnen und draussen. Je nachdem, wie wir die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss beurteilen, ergeben sich andere Interventionsstrategien. Von einer mechanischen Trennung ausgehend, dominierte in der Armutsforschung lange ein ultimatives Entweder-oder. Die einen betonten die innere Dynamik der Armut, andere die äussere. Beide konnten sich dabei auf renommierte Vordenker berufen. Oscar Lewis beschrieb als „Culture of Poverty“, wie subjektive Faktoren eine eigene Kultur der Armut prägen.<sup>7</sup> Wer sie verstehen und beeinflussen will, muss beim Individuum ansetzen. Charles Valentine wies hingegen auf die Bedeutung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen für die Vielfalt der Armutskulturen („Culture and Poverty“) hin.<sup>8</sup> Er setzte der psychosozialen Hilfe die sozio-ökonomische entgegen. Für mich schliessen sich diese unterschiedlichen Zugänge nicht aus. Was sich drinnen und draussen vollzieht, ist dialektisch miteinander verbunden. Das eine dokumentiert sich im andern – und umgekehrt. Diese Gleichzeitigkeit hebt die Gegensätze nicht auf, verbindet sie aber. Ich halte es für wichtig, diese Dynamik zu beachten. Jean-Paul Sartre deutete sie bereits an.<sup>9</sup> Er fragte, was der Mensch aus dem macht, das die Verhältnisse aus ihm machen. Diese Sicht ist nicht selbstverständlich. Im Kontext gängiger Subjektivierung führen dominante Diskurse davon weg, die Kontexte einzubeziehen. Sie ignorieren, wie sich Gesellschaftliches im Individuellen dokumentiert. Das zeigt sich bei Sozialstruktur- und Gewaltanalysen.

#### 4. Im Kontext der Individualisierung

Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Masse über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute nur noch selten thematisiert. In der Sozialstrukturforschung verlagert sich der Blick von der vertikal geschichteten zur horizontal gegliederten Ebene.<sup>10</sup> Die Klassenmodelle des 19. Jahrhunderts unterschieden die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen und Besitz. Der Blick galt nach wie vor primär vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Theorien sozialer Lagen beziehen das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Horizontale Ungleichheiten stehen auch bei Modellen sozialer Milieus im Vordergrund. Sie betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, vernachlässigen aber gesellschaftliche Gegensätze. Sie suggerieren eine Entwicklung, die von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus führe. Laut Gerhard Schulze hat die Suche nach Glück die Sorge um das Materielle abgelöst.<sup>11</sup> Das Erlebnis orientierte Denken ersetze das Produkte orientierte. Der Alltag verkommt so zur Lebensbühne und Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein.

Die Tendenz zur Individualisierung äussert sich ebenfalls im Gewaltdiskurs. Er führt von der gesellschaftlichen Akzentuierung über die auf die Sozialisation bezogene zur individuellen. Nach Wilhelm Heitmeyer erhöhen die Ohnmacht (durch forcierte Konkurrenz), die Verunsicherung (durch häufige Biographiebrüche) und die Vereinzelung (durch Auflösung familiärer und kultureller Milieus) die Bereitschaft zur Gewalt.<sup>12</sup> Desintegration, Desorientierung und fehlende Perspektiven lassen Konflikte eskalieren. Der rasche Wandel überfordert die Individuen. Er verleitet zu autoritärem Verhalten. Heitmeyer betont gesellschaftliche Ursachen und weitere, die sich auf die Sozialisation beziehen. Trutz von Trotha wehrt sich dagegen, Gewalt immer erklären und ihr einen Sinn geben zu wollen.<sup>13</sup> Das führe dazu, irrationale Momente und die Lust an der Gewalt zu verkennen. Heute wird Gewalt oft personalisiert und auf unmittelbare Situationen fokussiert. Die Theorie der strukturellen Gewalt scheint passé zu sein.<sup>14</sup> Sie geht auf die kritische Konfliktforschung der 1970er Jahre zurück und thematisiert, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt und sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen äussert. Auch die These einer Dominanzkultur bezieht sich auf Vorstellungen von Ungleichheit.<sup>15</sup> Sie zeigt, wie diese mit Stereotypen über Geschlechterrollen übereinstimmen, die über die Sozialisation vermittelt werden. Bei den aktuellen Debatten steht jedoch die personale Gewalt im Vordergrund. Sie lässt sich fassen, benennt Täter und manchmal auch Opfer. Die Vernachlässigung struktureller Aspekte führt dazu, die Gewalt zu banalisieren und Lösungen in zu engen Feldern zu suchen.

## 5. Nähe und Distanz

Wie das Eigene und das Fremde miteinander in Konflikt geraten, lässt sich am Beispiel des internationalen Tourismus veranschaulichen. Reisende überqueren massenweise nationale und manchmal auch eigene Grenzen; sie besuchen entlegene Gebiete, kommen in Kontakt mit fremden Menschen, was vielfältige Möglichkeiten beinhaltet, sich zu verständigen – sogar mit sich selbst. Chancen und Grenzen der Verständigung hängen von unterschiedlichen Voraussetzungen ab, von strukturellen, kulturellen, individuellen. Theoretische und methodische Zugänge dokumentieren unterschiedliche Sichtweisen. Wer seine persönliche erkennen will, muss annäherungsweise auch das verstehen, was das Eigene und das Fremde trennt. Die Hoffnungen auf den Völker verbindenden Ferntourismus halten seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts an. Drei Argumentationen werden für eine Tourismusförderung in Entwicklungsregionen beansprucht, eine ökonomische, eine ökologische und eine soziokulturelle. Der Tourismus bringe den Bereisten Devisen, schaffe Arbeitsplätze und versorge neue Gebiete mit Infrastruktur. So lautet die ökonomische Argumentation. Die ökologische bezeichnet den Dienstleistungsbereich im Vergleich mit der Industrie als umweltfreundlicher. Der Tourismus führe vielerorts dazu, Abwassersysteme zu bauen. Nach der soziokulturellen Argumentation fördert der Tourismus die Kulturverständigung. Der Kontakt mit dem Fremden animiere dazu, traditionelle Leitbilder und eigene Rollen kritisch zu betrachten. Der internationale Tourismus konzentriert sich in vielen ärmeren Regionen allerdings auf Luxuszentren. Er führt den Gästen ausgewählte Ausschnitte vor Augen und beinhaltet die Gefahr, vorhandene Bilder und Vorurteile zu bestätigen. Aber das muss nicht sein. Bernd Oliver Schmidt geht in „Der Orient – Fantasia 1001 Nacht“ darauf ein, „wie Touristen Fremdes sehen und verstehen“.<sup>16</sup> Er hat Reisende aus Deutschland und Österreich eingeladen, Erlebnisse mit dem Fremden bildlich festzuhalten und zu kommentieren. Die Auswertung der sechshundert Einsendungen deckt bei einem Drittel einen verstehenden Ansatz auf. Dass weniger vorbereitete Reisende teilweise eher positiver über ihre Erlebnis-



se berichten, mag mit deren Erwartung zusammen hängen, vorrangig Sand, Sonne und Meer zu finden. Nebst „positiven Vorurteilen“ im Sinne verklärender Überhöhungen bestätigt Schmidt ebenfalls die Ergebnisse früherer Studien, die „negative Vorurteile“ in Form despektierlicher Missdeutungen nachweisen. Wie gross die Verlockung ist, spezifische Erfahrungen zu verallgemeinern, zeigen auch Berichte über Bildungsreisende, die sich sehr pointierte Urteile über das anmassen, was sie bloss oberflächlich gesehen haben.<sup>17</sup>

Die Vorurteilsforschung beschäftigt sich seit geraumer Zeit damit, wie sich Stereotype verhindern lassen. Allport legt in seinem Werk über „Die Natur des Vorurteils“ (1954) dar, wie wichtig persönliche Kontakte sind.<sup>18</sup> Nach seiner Annahme können häufige Kontakte und gute Kenntnisse Vorurteile auflösen. Wesentlich sind allerdings die Bedingungen, unter denen die Kontakte stattfinden. Möglichst enge Kooperationen tragen am ehesten dazu bei, Vorurteile abzubauen. Anders äussert sich Adorno 1950 in seinem Werk über die „Autoritäre Persönlichkeit“. Er führt die Vorurteile nicht auf einen Mangel an Kontakten zurück. Sie wurzeln vielmehr in der intra-psychischen Dynamik des Individuums, die es psychoanalytisch und auf die Sozialisation bezogen zu deuten gilt. Münkler und Ladwig streben bezüglich der Kontroverse zwischen Allport und Adorno keine Synthese an, führen aber eine wichtige Differenzierung ein.<sup>19</sup> Sie unterscheiden die soziale Fremdheit von der kulturellen. Die soziale Fremdheit impliziert die (ausgrenzende) Nichtzugehörigkeit und erfordert eine umfassende, strukturell wirksame Inklusion. Mit der kulturellen Fremdheit ist hingegen eine Unvertrautheit gemeint, die sich viel einfacher durch Lernen und Gewohnheit überwinden lässt.

## 6. Das Eigene und das Fremde

Das Eigene und das Fremde sind eng miteinander verknüpft. Das Eigene ist keine feste Kategorie. Es besteht nicht aus einem inneren, quasi wahren Kern, den es zu entdecken gilt. Das Eigene entsteht prozessual und befindet sich stets im Wandel. Unser Ich ist ein werdendes Ich, das sich permanent verändert und nie ganz fassen lässt. Auch das Vertraute ist mir nie ganz vertraut. Es bleibt stets ein wenig unvertraut. Wenn ich mich ihm annähere, entdecke ich Fremdes. So wie ich im Fremden auch Vertrautes entdecken kann, wenn ich es nicht durch exkludierende Grenzziehungen festzurre, um mein eigenes Ich zu stabilisieren. Ethnozentrische und nationalistische Sichtweisen zielen darauf ab, Grenzen aufzubauen, um sich über andere zu erhöhen. Doch die Überidentifikation mit dem Eigenen zeugt von Unsicherheit. Sie bietet Halt, indem sie simplifiziert und pauschalisiert, statt differenziert. Das Fremde verkommt so zu einem weitgehend selbst produzierten Konstrukt. Die Abgrenzung ermöglicht Zugehörigkeit zum scheinbar Nicht-Fremden.

Es gibt aber auch eine andere Nähe durch Distanz, durch Respekt vor dem Fremden, das sich mir stets entzieht und weder fassen noch vereinnahmen lässt. Sich fremd fühlen kann auch eine Form sein, die Nicht-Akzeptanz des Fremden nicht zu akzeptieren. Dieses Verständnis kontrastiert das intentionale Verstehen der hermeneutischen Tradition. Das Fremde bleibt fremd, indem es sich nicht identifizieren lässt. Interessant ist, dass auch das Verfremden sozialer Realitäten dazu beitragen kann, diese besser zu verstehen.<sup>20</sup> Wer Fremde unter Fremden trifft, mag erfahren, dass nichts Menschliches ihm fremd ist und Menschen gleichwohl soziale Wesen sind. Als ich zur Welt kam, waren jedenfalls andere schon da, die wohl Ähnliches erlebt und sich dabei vielleicht recht einsam gefühlt hatten. Doch die zugelassene Fremdheit verbindet. Wer seine eigenen Ängste akzeptiert, findet eher Zugang zu andern Geängstigten, ohne sie dadurch wirklich zu verstehen. Die Fremdheit verbindet, indem sie bestehen bleibt. Sie hilft,

das andere Ich als anderes Ich zu anerkennen. Die Akzeptanz setzt die Bejahung der Differenz voraus. Dazu gehört die Integration der eigenen Fremdheit. Sie ermöglicht eine Vertrautheit, die Ambivalenzen zulässt und darauf verzichtet, Ordnung durch rigide Normierung oder Homogenisierung herzustellen. Anstelle des symbiotisch Nahen oder des hochstilisiert Anderen ermöglicht das Selbstverständnis, dass Grenzen nur partiell überwindbar sind, eine Vertrautheit mit sich und andern. Die Akzeptanz der Pluralität anerkennt Widersprüche, ohne in eine beliebige Offenheit abzuweichen, die alles offen lässt. Der Ausbruch aus früheren Formen der Zwangsgeborgenheit, die der Soziologe Theodor Geiger als Kuhstallwärme der Gemeinschaft bezeichnete, hat zu einer sachlichen Distanziertheit geführt. Doch bei der angestrebten *coolness* ist es heute vielen allzu *cool* geworden. Das kann die Bereitschaft fördern, neue Verbindlichkeit zu suchen; dies allerdings aus freien Stücken, im Sinne einer widerständigen Verbindung zwischen vertrauter Fremdheit und fremder Vertrautheit, die das Fremde im Eigenen und das Eigene im Fremden sieht und so ein wenig versteht. Die einfachen Dinge sind manchmal schwierig verständlich zu machen, erklärte Erich Kästner in seiner „Ansprache zum Schulbeginn“.<sup>21</sup> Und der frühere Nationalratspräsident Helmut Hubacher kokettierte in seinen Reden immer wieder mit dem Ausspruch, er hätte schon Vieles verstanden, wenn man es ihm bloss nicht erklärt hätte. Vielleicht haben Sie mich trotzdem ein wenig verstanden.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> PIERRE BOURDIEU, Verstehen, in: PIERRE BOURDIEU, Das Elend der Welt, Konstanz 1997, S. 779–803.

<sup>2</sup> GEORG SIMMEL, Exkurs über den Fremden, in: GEORG SIMMEL, Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt a.M. 1907 (Gesamtausgabe, 11), S. 764–771.

<sup>3</sup> ULRICH BECK, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986.

<sup>4</sup> STEFAN KUTZNER, UELI MÄDER, CARLO KNÖPFEL, *Working poor* in der Schweiz. Wege aus der Sozialhilfe, Bern 2004.

<sup>5</sup> UELI MÄDER, FRANZISKA BIEDERMANN, BARBARA FISCHER, HECTOR SCHMASSMANN, Armut im Kanton Basel-Stadt, Basel 1991.

<sup>6</sup> KUTZNER, MÄDER, KNÖPFEL (wie Anm. 4).

<sup>7</sup> OSCAR LEWIS, Culture of Poverty, in: Scientific American 215, 1966b, S. 19–24.

<sup>8</sup> CHARLES VALENTINE, Culture and Poverty. Critique and Counter-Proposals, Chicago 1968.

<sup>9</sup> BRUNO HILDENBRAND, ROSMARIE WELTER-ENDERLIN, Systemische Therapie als Begegnung, Stuttgart 1996.

<sup>10</sup> RAINER GEISSLER, Facetten der modernen Sozialstruktur, in: VICTORIA JÄGGI, UELI MÄDER, KATJA WINDISCH, Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel, Bern 2001, S. 537–553.

<sup>11</sup> GERHARD SCHULZE, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a.M. 20008 (1. Aufl. 1992).

<sup>12</sup> WILHELM HEITMEYER, Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002.

<sup>13</sup> TRUTZ VON TROTHA, Soziologie der Gewalt, Opladen 1997.

<sup>14</sup> JOHAN VINCENT GALTUNG, Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung, Reinbeck bei Hamburg 1975.

<sup>15</sup> BIRGIT ROMMELSPACHER, Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht, Berlin 1998.

<sup>16</sup> BERND OLIVER SCHMIDT, Der Orient – Fantasia 1001 Nacht. Wie Touristen Fremdes sehen und verstehen, über Fremdbild

und Fremdwahrnehmung von deutschen und österreichischen Urlauberinnen und Urlaubern in orientalischen Mittelmeerländern, Ammerland 2001 (Schriftenreihe für Tourismus und Entwicklung).

<sup>17</sup> UELI MÄDER, Vom Kolonialismus zum Tourismus, Zürich 1990<sup>3</sup> (1. Aufl. 1987), S. 122.

<sup>18</sup> Weiter ausgeführt bei: KLAUS JONAS, Die Kontakthypothese: Abbau von Vorurteilen durch Kontakte mit Fremden? Paper o.A., 2002, S. 129–130.

<sup>19</sup> HERFRIED MÜNKLER, BERND LADWIG (Hrsg.), Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit, Berlin 1997, S. 8.

<sup>20</sup> ALEXANDER HONOLD, Das Fremde verstehen – das Verstehen verfremden: Ethnographie als Herausforderung für Literatur- und Kulturwissenschaft, in: Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1997, Nr. 1, S. 1–11.

<sup>21</sup> ERICH KÄSTNER, Ansprache zum Schulbeginn, in: ERICH KÄSTNER, Die Kleine Freiheit, Zürich 1953, S. 11–16, hier S. 11.